

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich

**Band:** 53 (1949-1950)

**Heft:** 1

**Artikel:** Die Närrin im Narrenkleid

**Autor:** Ramuz, C.F. / Weckerle, Rudolf

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-661476>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 28.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Martinisingen am Bodensee

zum 11. November.

Unter den aus früheren Jahrhunderten überlieferten Gebräuchen ist auch das „Martinisingen“ am Bodensee zu erwähnen, das sich bis heute in der kleinen badischen Gemeinde Markdorf im Bezirk Überlingen am Bodensee erhalten hat. Seine Einführung geht auf das Jahr 1631 zurück. Damals machte das Ehepaar des damaligen Stadtammanns Christoph Petz-Müller von Überlingen eine Stiftung zu dem Zweck, vier Knaben zu einem besseren Schulunterricht sowie zur Ausbildung in der Musik zu verhelfen und sie als Chorknaben in der Kirche zu entlöhen. Die Markdorfer Pfarrkirche besitzt noch heute solche Chorknaben, die die Seelenämter und Choralmeessen und auch sonst auf dem Chor singen. Außer ihrem Gehalt aus der Petz-Müller-Stiftung haben sie nach dem Herkommen noch die Befugnis, über Martini tagsüber auf den benachbarten Landgemeinden und am Abend in der Stadt vor den Häusern zu singen und dafür erhalten sie eine Belohnung in Geld oder Lebensmitteln. Das von ihnen gesungene Martinislied, in streng kirchlichem Ton gehalten, wurde ehemals bei wohlhabenden Leuten lateinisch, bei ärmeren deutsch gesungen. Jetzt ist der zweite Teil etwas gekürzt und lautet deutsch:

„O heiliger Martine, du Inwohner ewiger Freuden, dieser hat sich selbsten auserwählt, den du mit dem Mantel bedeckt hast. Jetzt sind wir dir ganz ergeben und bitten dich demütiglich, daß wir mit dir auch genießen die ewigen Freuden.“

Darauf wurde den Knaben die Gabe oft in einem brennenden Papier heruntergeworfen. Zum Dank singen sie halb lateinisch, halb deutsch folgende Verse: „Martini, lieber Herre mein! Erlaube, daß wir fröhlich sein in diesem weinreichen Jahr. Denn es ist bekannt bei jedem, daß Musikus brav trinken kann; darf niemand fragen quare (warum). Wenn unser Hals ist immer sperr, bringt nur einen Trank daher, daß wir uns können laben. Wir wollen für alle Zeit uns dankbar zeigen, und für heut darf niemand fragen quare.“

Dieses Lied entstand schon bald nach der Petz-Müller-Stiftung und wird alljährlich gesungen. Aus den gesammelten Geschenken gaben die Martinisänger ehemals dem Chordirigenten eine fette Martinigans. Der die Laterne tragende Büßenträger erhielt vorweg 6 Kreuzer, das übrige verteilten die vier Sänger unter sich.

Ferd. Bolt.

## Die Närrin im Narrenkleid

Von C. F. Ramuz

Während mehr als eines Monats waren sie mit Vergnügen dabei, Kostüme zu ververtigen für eine Vorstellung, welche die Jugend des Dorfes gegeben hatte, am Ostermontag im Gemeindesaal. Die Mädchen schneiderten und nähten; die Burschen schauten ihnen zu und erzählten Geschichten. Das war eine schöne Zeit.

Dann hatte die Vorstellung stattgefunden, übrigens mit Erfolg, mit Blechmusik, Männerchorgesang und turnerischen Übungen; aber ach! das Fest ist zu Ende; wieder war man in das Halbdunkel des Alltags gesunken, das fast

das ganze Jahr durch anhält, wo es nichts mehr zu lachen gibt, wohl aber zu arbeiten von morgens bis abends.

Nun, die Kostüme, in welchen sie nur einen Tag gesteckt hatten, waren selber nur für einen einzigen Tag ausgezogen, um in eine andere Welt zu treten. An einem Samstagabend waren die Burschen und Mädchen zusammengekommen mit der Absicht, die Kostüme in Ordnung zu bringen.

Der Lehrer hatte ihnen einen Kasten geliehen, für den Fall, sagte er, daß sie wieder einmal

diese Kostüme brauchen würden, was wenig wahrscheinlich sei; jetzt aber handelte es sich darum, da und dort noch einen Nadelstich zu tun, sie sorgfältig in die Falten zu legen, sie aufzuhängen und die wollenen Sachen in Schachteln mit Naphtalin-Augeln zu versorgen.

„Ich, die Königin war, mir ist, wie wenn ich sie nie gewesen wäre.“

„Und ich war der König, schau, meine Krone; jetzt sieht man es gut, daß sie nur aus Blech war.“

„Ich habe nicht viel verloren, ich war nur der Diener.“

Und wie sie nun einander die verschiedenartigen, glänzenden und buntcheckigen Kostüme reichten, sah sich jeder noch einmal in die Vergangenheit zurückversetzt, die sie, wie es schien, nicht allzu sehr bedauerten; sie würden wohl ohne Zweifel diese Kostüme nie mehr anziehen, trugen sie jetzt doch Frauenröcke wie alle, oder Hosen wie jedermann, und man mache es sich gemütlich mit aufgefrempten Hemdärmeln, denn es fing an, warm zu werden; einige Mädchen waren mit billigen Konfektionsblusen bekleidet (aus Batist, vom unechten oder aus Baumwolle, von der künstlichen).

Die Burschen reichten den Mädchen die Kostüme. Sie reihten sie im Kasten aneinander, wo sie auch die Schachteln aufstapelten, aus denen es nach Tod roch und zugleich nach dem, dessen man sich bedient, um gegen den Tod zu kämpfen. Wie Särge waren diese Schachteln. Die Toten, sie sieht man nicht wieder.

Wie sie den Kästen aber schließen wollten, hat jemand gesagt:

„Und dieses hier?“

„Für dieses hier wäre es schade, denn gar mancher hätte wohl Grund, es zu tragen.“

„Versorgt es nicht,“ sagt einer der Burschen, „man wird schon einen Eigentümer dafür finden.“

Sie bringen es ans Licht. Ein Narrenkleid war es. Sie betrachteten seine schönen Farben. Man hatte die Stecknadeln herausgenommen, man breite es auseinander. Sie alle bewundern es. Aus silberglänzendem Gewebe und aus grellrottem Tuch ist es gemacht. Ein gressrotes Mieder mit dreieckförmigen Ausschnitten. Und an

jeden Ausschnitt war ein Schellchen genäht. Bei der geringsten Berührungen fingen die Glöcklein zu bimmeln an, als ob eine Ziegenherde käme.

Sie mußten lachen, die Burschen und die Mädchen, und sie hatten, wie man sich denken kann, ihren Spaß dabei, sie sagen:

„Du, wem würdest Du es geben?“

Und die Burschen:

„Zuerst müssen wir Euch bemerken, daß das ein Frauenkostüm ist.“

Und die Mädchen:

„Wenn es nur das ist, so würde es nicht schwer sein, den unteren Teil zu ändern.“

Jemand unterbrach sie:

„Awendert es nicht. Ich weiß eine, der es genau passen wird.“

„Wer ist es?“

„Die Tia . . .“

Wahrhaftig, an sie hatte man nicht gedacht.

Sie wunderten sich, daß sie nicht eher auf den Gedanken gekommen waren. „Ja, eine wirkliche Närerin; glaubt Ihr, daß es gut enden wird?“

„Natürlich,“ sagten sie, „man wird ihr das Kostüm bringen als Geschenk. Duperret, Du wirst die Sache übernehmen, weil Du gut reden kannst, Duperret.“

Und Duperret sagte, daß er es gerne tue, wenn man ihn begleite. Ihr vier gingen mit.

Sie war wirklich eine Irre, jedoch nicht eine Irre von Geburt. Sie war an dem Tag verrückt geworden, als sie erfahren hatte, daß ihr Verlobter sie im Stiche lasse. Er hatte ihr gesagt: „Siehst Du, ich glaube, daß es nicht geht; meine Eltern haben immer noch nicht eingewilligt.“ Und sie hatte ihn nicht wieder gesehen, er hatte das Land verlassen. Sie aber, sie sagte, daß er wieder kommen werde. Und seit jenem Tag wartete sie auf ihn. Sie sagte: „Morgen wird er kommen.“ Drei Jahre waren schon vergangen, und dennoch harrte sie seiner, den ganzen langen Tag hielt sie sich am Fenster auf, von wo aus sie ihn schon von weitem hätte kommen sehen; sie sagte: „Gewiß, er wird kommen, er ist nur auf einen Ausflug gegangen.“ Und am Abend legte sie sich schlafen, und war die Nacht vorüber, faßte sie von neuem Geduld, faßte sie wieder Vertrauen, und so gingen die Jahre dahin. So war sie sechsundzwanzig, sie-

ben und zwanzig, achtundzwanzig Jahre alt geworden. Inzwischen war ihre Mutter gestorben. Nun lebte sie ganz allein.

Sie war eine sanfte Nährin und sie war vielleicht nicht unglücklich, weil sie immer hoffte, ja mehr tat sie, als nur hoffen. Sie steckte Blumen in ihre Haare, sie hielt ihren Haushalt in Ordnung. Sie pflückte die kleinen Früchte im Wald: Himbeeren und Heidelbeeren, die sie auf dem Markt verkaufte, wohin sie auch kleine Kränze trug, die sie versorgte, indem sie Moos um ein Haselrüsslein flocht und des Frühlings erste rosigen und weißen Gänseblümchen darauf steckte, und sich selber legte sie einen Kranz auf den Kopf, sodass sie von jedermann im Hauptort wohl bekannt war. Sie stellte ihre Körbe vor sich hin, erhöht auf dem Trottoirrand standen sie, und dahinter wartete sie, dass man komme, und man kam, und sie lachte einem entgegen mit ihren schönen weißen Zähnen, so wenigstens in den früheren Jahren, mit der Zeit aber waren sie gelb und schadhaft geworden. Zu den Kindern sagte man: „Ich kauf dir dann ein Kränzchen von der Tia.“

Duperret und die drei andern Burschen kamen am späten Nachmittag zu ihr. Wie gewöhnlich saß sie an ihrem Fenster. Sie wünschten ihr einen guten Abend, und dann ging Duperret auf sie zu. Sie hatte sich erhoben und ging zu der Rückentür, die auf den Garten zu sich öffnete, um sie zu empfangen.

Ihr Garten war ein ganz kleiner Garten, aber der schönste und der blumenreichste des Dorfes, denn sie sagte: „Das ist für ihn.“ Da war kein leeres Plätzchen, da stand zu jeder Jahreszeit Blume an Blume. Sie waren nach Arten geordnet: Kleine Sonnen mit braunem Herzen, wieder andere waren ganz gelb, da blühten die ersten Zinnien, die ersten großen Margueriten, die Kapuziner, Rittersporn, alle Blumenarten und von allen Farben: Rote, gelbe, granatfarbene, blaue, violette und nichts mehr war von der Erde zu sehen unter diesem Farbenkleid, das aussah wie ein Teppich aus viereckigen, bunten Stoffresten, die ineinander genäht sind; ja, man war überrascht, und die Leute sagten: „Das ist schön“; sie aber: „Für ihn ist das, bald wird er zurückkommen.“

Duperret, der unter dem Arm das Kostüm hielt, das in ein Stück Papier eingewickelt war, sagt: „Oh! hört uns an.“

Sie:

„Habt Ihr ihn gesehen?“

„Noch nicht, aber es ist wohl möglich, dass man ihn in den nächsten Tagen sehen wird.“

Die drei andern Burschen, die sich auf die Mauer gesetzt hatten, hörten zu.

„Hört“, sagte Duperret, „man will Euch die Sache erleichtern, ja wirklich.“

An jenem Tage hatte sie viele kleine, rosenfarbene Bänder in die Haare geflochten.

„Das sollte man schon von weitem sehen (er zeigte auf die Bänder), das sieht man zu wenig gut.“ Er sagt weiter: „Und dann noch etwas, das man hören kann.“

Im selben Augenblick hat er das Paket geöffnet, er hat das Kostüm, dessen Farben aufleuchteten, entfaltet, und indem er es vor ihr ausbreitete, brachte Duperret mit einer geschickten und leichten Bewegung seiner Hände die Schellen zum Läuten, es entstand ein Geflingel, als ob eine Ziegenherde des Weges käme.

„Oh!“ sagt die Tia. „Oh! wie ist das hübsch! Ist es für mich?“

„Ja“, sagt Duperret, „das ist für Euch.“ Wir geben es Euch. Unter einer Bedingung aber, dass Ihr nicht zu Hause bleibt, sondern Euch damit zeigt. Uebrigens, was nützt es Euch denn, immer eingeschlossen zu sein? Ihr müsst Euch sehen lassen. zieht das Kostüm an. Es hat eine Kapuze, die stülpt Euch über den Kopf, und das Schellen am Kapuzenzipfel wird jederzeit läuten.“

Duperret sagt:

„Ihr dürft es versuchen.“

Sie hat mit den Händen daran gelangt.

„Es könnte Euch nicht besser passen“, sagten die Burschen auf der Mauer.

Vom Stoff ihres Kleides eingehüllt waren die Wangen, die Ohren, die Stirn, die Haare, dass, so verkleidet, das Unordentliche, das ihrem Alltagsrock anhaftete, verhüllt ward; sie hatte, zierlich wie sie war, das Aussehen eines jungen, ja eines hübschen Mädchens; ihre Runzeln waren verschwunden unter den leuchtenden Farben,

die durch den Reflex ihrer Haut einen Glanz verloren.

„Schade, daß wir keinen Spiegel haben“, sagte Duperret.

„Oh! ich habe einen“, sagte sie.

Sie hat ihn geholt; sie neigte den Kopf, sich darin spiegelnd, und lachte ihr eigenes Bild an; und als sie sich erhob, fingen die Schellchen zu läuten an, es klang wie ein Bächlein, das über die Riesel hüpfte im Sonnenschein. Und dann hat sie ihr Kostüm ausziehen wollen, aber die Burschen:

„Nein! behaltet es an... Es paßt Euch viel besser als Eure Kleider. Behaltet es an. Zeigt Euch damit!“

Sie ist in das Dorf gegangen. Die Burschen folgten ihr mit einem Abstand. Das Geflingel der Schellchen eilte ihr voraus. Sie fragte:

„Glaubt Ihr, daß er mich hören wird, weil ich jetzt Musik mache?“

Ein Alter mit Brille war still gestanden, den Mund offen vor Verwunderung. Er sagte:

„Ah, das ist die Tia! Was geht ihr durch den Kopf?“

Dann, sich gegen ein paar Frauen wendend, die ein wenig abseits standen, deutet er mit dem Finger an die Stirne.

Alles stand auf der Schwelle der Türen. Ihr Schellchengesang eilte ihr voraus, die Gassen- schlingel rannten ihr nach; sie sagte:

„Es ist rot, es ist aus Silber, das glänzt. Diesmal wird er mich sehen. Wie langweilig war es zu warten. Jetzt wird es anders sein.“

Und als man ihr zuriest:

„He! Wohin gehst Du, Tia?“

Da hat sie mit dem Finger auf die Kirche gezeigt, die sich auf einem kleinen Hügel, ein wenig außerhalb des Dorfes, erhebt. Und sie sagt:

„Ein Ort, den man schon von weitem sieht.“

„Läßt sie doch“, sagte man, „die Burschen haben ihren Spaß mit ihr. Sie tut niemandem etwas zuleid.“

Das ganze Dorf hat sie vorbeigehen sehen. Immer wieder schüttelte sie mit Stolz ihre Schellchen, die in der Sonne blinkten; oder durch eine Bewegung des Körpers, die sich ihrem Kostüm mitteilte, ließ sie das Kleid rings um sich

flattern, und im Sonnenlicht entzündete sie seine Farben, so wie ein Eisvogel sein buntes Gefieder.

So von allen gesehen und von allen bekannt, und während die Alten den Kopf schüttelten, die Jungen aber sich belustigten, hat sie ihre Schritte auf die Kirche zu gerichtet; sie ist die kleine, steile Anhöhe hinaufgestiegen, dann hat sie sich vor die Tür des Turmes, von wo man über das ganze Land sieht, hingestellt. Dort hat es einen alten Grabstein, welchen man demjenigen weggenommen hatte, dessen Namen er trug (aber der Name war verwischt) und man hatte auf einer Seite des Vorhofes der Kirche den Grabstein mit der Schmalseite gegen die Wand gestellt, sodass eine einfache Bank oder eher ein schmaler Sitz entstanden war; dort aber hat sie sich hingesezkt; denn von dort sieht man die Flucht dreier Straßen, die auf einen zukommen, und die in der Ferne spitz zulaufen, aber breiter werden, je mehr sie sich uns nähern. Da ist eine, die breit und schwarz ist und die von Osten kommt; eine andere mit Windungen und die weiß ist (das ist vielmehr ein einfacher Weg), kommt von Norden; die dritte kommt von Sonnenuntergang her aus einem Walde, dort, wo sich flachgestreckte und langweilig-blaue Bergküken hinziehen.

Sie hatte auf dem schmalen Rand des Grabsteines Platz genommen, hier mußte sie den Kopf nur ein wenig nach der Seite drehen, um in die Weite schauen zu können, und sie sah, was sich da alles auf sie zu bewegte. Und jeden Tag ist sie hierher gekommen, manchmal von Kindern umgeben, die am Daumen lutschend, sie aufmerksam betrachteten, manchmal kam sie in Gesellschaft eines Mannes oder einer Frau, die hier in der Nähe ihre Arbeit zu verrichten hatten, manchmal kam sie allein. Und wenn es regnete, dann sagten die Leute, die vernünftig waren:

„Meine arme Tia, zu Hause würdet Ihr's besser haben.“

Sie gab verdrießlich zurück:

„Und wenn er kommen würde!“

Dann schüttelte sie ihre Schellchen, drehte den Kopf nach rechts und nach links und blickte auf diese Straße hier, auf jene dort und auf

die dritte, ob nicht jemand komme; und immer kam jemand: zuerst ein Punkt, ein ganz kleiner, schwarzer Punkt, der, mehr oder weniger schnell, größer wurde, in die Breite und in die Höhe wuchs: das war ein „Tape-seillon“, wie man sagt, ein Fahrmarktskrämer. Jetzt stand sie auf, dann setzte sie sich wieder, den Kopf schüttelnd. Manchmal teilte sich der Punkt in zwei Teile, die rasch zunahmen an Größe: das war dann ein Wagen mit einem Pferd. Oft war es auch ein Mann auf einem Fahrrad, was man schon von weitem an der Auf- und Abwärtsbewegung der Beine erkannte, oder an einem Aufblitzen, das der Nickel des Velos hinaus über die Felder projizierte. Dann blieb sie sitzen und schüttelte nur den Kopf. Er aber, er kam immer noch nicht.

Und so wie sie alle schon von weitem sah, wurde auch sie von allen schon von weitem gesehen, das ganze Dorf belauerte sie, und die einen sagten:

„Arme Frau! Eine traurige Geschichte!“

Die andern aber hatten ihren Spaß mit ihr:

„'s ist doch ein lustiger Scherz. Wie lange wird er wohl dauern?“

Und er dauerte viel länger, als man hätte glauben können. Einige sprachen schon davon, man müsse bei der Behörde sich beschweren, wenn sie nicht aufhöre, zu kommen, um sich bei jedem Wetter in ihrem Kostüm auf den selben Platz zu begeben, bald ihre Schellchen schüttle, dann sich wieder erhebe, um rund um die Kirche zu gehen, dabei nie eine oder die andere der drei Straßen aus dem Auge lasse.

Und niemals kam er doch; sie aber war nie entmutigt, obwohl die kühle Jahreszeit heranrückte und es häufiger und reichlicher regnete; da blieb ihr nichts anderes übrig, als sich noch näher an die Mauer der Kirche zu drücken, um unter dem Vordach geschützt zu sein.

\*

Das Jugendfest sollte im Monat September stattfinden, das ist der einzige Monat des Jahres, wo man etwas ruhigere Zeit hat. Mit der schweren Arbeit ist man fertig; mit der Ackerarbeit des Herbstes hat man noch nicht begonnen. Und so darf man sich drei Tage lang dem

Bergnügen hingeben, bei Ball und Blechmusik und einem Tanzpodium, mit allem Drum und Dran, am Samstag, am Sonntag, am Montag, wie alle Jahre, so auch dieses Jahr.

Die Tia war immer auf ihrem Platz; und als die Leute aus der ganzen Umgebung im Dorf zusammenströmten, sah man sie wegen ihres schönen Farbenkleids schon von weitem, man zeigte auf sie. Die Leute bildeten Gruppen, man schaute nach ihr, die Leute klatschten sich auf die Schenkel oder sie brachen in lautes Lachen aus; doch sie schien davon nichts zu hören und zu sehen. Sie war viel zu viel in Anspruch genommen vom Verkehr auf den drei Straßen, der an jenem Tage hin und her wogte auf diesen sonst fast verlassenen Straßen, die aber jetzt schwarz von Leuten waren,

Ununterbrochen kamen auf sie zu: Männer, Frauen, Kinder, Fuhrwerke, Fahrräder, Automobile sogar, und was da sonst noch alles herbeiströmte, besonders gegen Abend. So harrte sie auf ihrem Posten aus, bis die Nacht sie jeder Sicht beraubte. Mit ihren Augen verfolgte sie eifrig alles, was ihr entgegenkam, bis sie die Gesichtszüge unterscheiden, die Kleidung erkennen konnte, auch das Verhalten derjenigen gewahr wurde, die ihr Gelegenheit dazu boten. — Und da kommt eine große Müdigkeit über sie, und jedesmal auch eine große, aber ach, eine immer trügerische Hoffnung; denn er ist nicht gekommen.

Der Samstag ist vorbei, und immer noch ist er nicht gekommen. Und auch am Sonntag nicht. Am späten Nachmittag, als die Leute schon etwas viel getrunken hatten, hörte man, wie sich das Karussell mit seinen hölzernen Rößlein drehte; gar seltsam mischte sich die blehern tönende Tanzmusik und das immer sich wiederholende Stampfen der Schuhe auf dem Tanzpodium darein.

\*

Auf der Straße, die von Osten kommt, ist es geschehen, auf der schwarzen Straße, auf der Straße, die breit und asphaltiert ist; traurig schimmernd liegt sie in der Sonne, ohne ein Staubkleid ist sie und ohne jene leichten weißen Schleierwolken, die der Wind auf den Wegen, die aus Erde gebildet sind, in die Luft weht.

Auf dieser Straße, die von Osten kommt, ist es mit einem Mal geschehen, so ungefähr gegen sechs Uhr, das heißt kurz bevor man, wie üblich, das Abendessen einnimmt, das in der Festkantine serviert wird. Bauernschinken, Kraut und Kartoffeln wird es geben, mit dem Wein spart man nicht, auf einen Liter mehr oder weniger kommt es nicht an, so gibt sich denn auch viel Volk dieser Verlockung hin. Während einer oder zwei Stunden des Nachmittags waren fast keine Leute auf der Straße; diejenigen, welche kommen, um zu tanzen, waren schon da, und jene, die wegen des Essens und Trinkens kommen, waren noch nicht unterwegs. Und weil es sehr heiß war, sah man, wie der Asphalt auf der Straße anfing zu schmelzen und flüssig zu werden, da gab es auf der Straße Stellen, die matt schimmerten, und andere, die glänzten; die Fuhrwerke kamen weniger schnell vorwärts, weil die Räder einsanken.

Zwischen vier und sechs Uhr kamen fast keine Personen mehr. Und dann... Sie streckte die Arme aus, sie schüttelte ihre Schellchen. Wird er mich sehen? Wird er mich hören?

Ist er's wirklich auch?

Sie kann nicht zweifeln; er ist's, er ist's! er kommt! Ich habe ihn erwartet, und er kommt, Ihr werdet es sehen. Und er war doch erst eine unbestimmte, düstere Gestalt auf der düsteren Straße, so daß sie ihn nur schlecht sehen konnte, sie aber kannte ihn an seinem Gang wieder, an seiner Art, die Arme zu schlenkern und die Beine zu bewegen. Er ist's, er ist's! Er kommt! Doch je näher er kam, Schritt um Schritt, und sie ihn, von oben herab, gerade vor sich sah, heftete sie mehr und mehr den Blick auf ihn, als ob sie ihn mit ihren Augen verschlingen wollte; zwischen ihren Brauen grub sich eine tiefe Falte ein.

Denn er war doch zuerst nur eine Person, und jetzt werden deren zwei. Die undeutliche Masse, aus der er bestand, hat sich mitten entzweigeteilt. Jetzt ist er ganz nahe, aber da hat diese Verdoppelung stattgefunden, und die andere Hälfte, die in Erscheinung tritt, ist eine Person mit einem Frauenrock und mit Handschuhen, sie hält sich ein wenig hinter dem

Mann zurück, und wie er in das Restaurant eintrat, legte sie ihre Hand auf seine Schulter.

Die Tia hat gerufen; ihre Stimme ist rauh. Sie ruft immer noch; noch lauter schreit sie. Nun wendet er sich nach ihr um; hat er sie überhaupt gesehen? Er fing jedoch zu lachen an, und ohne länger stehen zu bleiben, nahm er die Frau am Arm, er hat die Tür des Hauses aufgestoßen.

Und sie? Alle Leute konnten sie sehen. Alle, die dort waren auf dem kleinen Platz vor der Tür des Cafés, und auch diejenigen, die ein wenig weiter vorn waren, unterhalb der Kirche.

Und sie? Alle Leute haben sie gehört. Sie hat sich nicht versteckt; vor allen Leuten aber reißt sie ihre Kapuze vom Kopf, sie entledigt sich ihres Mieders (die Schellchen haben zum letztenmal geläutet), hastig schlüpft sie aus ihrem Rock; mit weit ausholendem Arm hat sie die verschiedenen Stücke ihres Kostüms von sich geschleudert; nur ist sie wieder gekleidet, wie sie es ehemals in ihrem Leben war, in ihrem wirklichen Leben, in ihrem alltäglichen Leben; dann, den Leuten den Rücken kehrend, ist sie in der Richtung ihres Hauses davongeeilt mit großen Schritten.

\*

„Was! Sie wissen es noch nicht?“

Zwei Frauen sind es, am folgenden Tag.

„Sie wissen nicht, daß die Tia...“

„Nein.“

„Gut, kommen Sie mit mir, es mit eigenen Augen zu sehen.“

Sie sind gegangen. Sie schlugen die Hände zusammen; wer hätte sich hier noch ausgekannt? Nicht daß sich das Haus verändert hätte, das war immer noch klein und weiß und hatte sein moosbedecktes Ziegeldach; aber das, an welchem man es schon von weitem unter allen andern unterscheiden konnte, fehlte: die schönen Farben des Gartens. Es hatte keinen Garten mehr. Die Tia hatte alles ausgerissen. Da war vor dem Haus nur noch ein Bierdeck nackte Erde, wo die Blumen auf einen Haufen geworfen, zu welken anfangen: die Schwertlilien, die schönen, weißen Lilien, die Kapuziner, die Zinnien. Schon am Abend vorher hatte sie mit beiden Händen die Pflanzen aus

der Erde gezogen, und was noch übrig blieb, mit einer Baum-schere kurz über dem Boden abgeschnitten und dann mit den Füßen zerstampft.

Tia öffnete ihre Tür.

„Was tun Sie dort?“ hat sie zu den beiden Frauen gesagt.

Diese:

„Oh! Fräulein, Ihre schönen Blumen! Wie schade!“

„Was geht das Sie an?“

Sie hielt in der Hand einen Spaten mit

blanker und glänzender Schaufel, sie hat sie in die Erde gesteckt. Dann wandte sie sich wieder den beiden Frauen zu.

Sie aber war eine alte Frau geworden. Ihre Haare hingen in wirren und fettigen Strähnen auf ihre Schultern. Gewaschen hatte sie sich nicht. So voller Rünzeln war ihr Gesicht, als wäre es mit einem groben schwarzen Tüllschleier bedeckt. Ihr graues Flanell-Mieder war unter den Armen zerrissen.

Uebertragen von Rudolf Weckerle.

## Die letzte Garbe

Jeden Morgen in der Herrgottsfrière strebte während der Erntezeit der Zelghauer mit seiner Sense und mit dem von der Besitzerfreude ausgehenden heimlichen Antrieb dem Getreideacker zu. Doch bevor er mit der scharf gedengelten Sense zum Schwung ausholte, blieb er eine Weile am Rande des Ackers stehen und über-schaute das goldene Lehrenmeer. Mit Chr-furcht lag er dann in einem gemäßigten Tempo dem Schnitterhandwerk ob. Zelg-Peter liebte dieses Alleinsein in früher Morgenstunde. Diesem Alleinsein lag eine stille Zwiesprache mit dem Schöpfer und mit den abgeschiedenen Schollenbauern zugrunde. Er machte sich aller-hand Gedanken über seine Vorgänger, die auch hier geackert und gepflügt hatten. Deren letzter hatte den Sinn für das Geschenk der Acker-mühen verloren gehabt und war für die Poesie der sägenden Hand und des glücklichen Mähdere-schaffens blind gewesen. Darum hatte er die Zelg verlassen, wozu ihn auch seine Frau, die keine richtige Bäuerin gewesen sei, noch unter-stützt habe. Dieser Bauer also hatte sich nicht an das Gebot gehalten: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu be-sitzen.“

In der Stadt mußten deine Kinder dann ohne Boden unter den Füßen ganz neu anfan-gen. Das mag oft ihre Bitterkeit hervorgerufen haben. Denn ab und zu kamen sie noch in den Ferien, um durch ihre freiwillige Hilfe an ihrer alten Heimat noch einen kleinen Anteil zu ha-

ben. Aber auch seinem eigenen Leben studierte Zelg-Peter nach. Trotz allem Schweren einer elternlosen Jugend hatte eine gütige Schicksals-hand sein Geschick gelenkt.

Des Bauers Gedanken gingen in die frü-heste Jugend zurück, da er als Wollwaise zu Verwandten kam zur Erziehung und wo er in einer Familiengemeinschaft aufwachsen konnte. Bei einem Bauer im Unterland war er dann nach Schulabschluß als Karrer im Dienst gestan-den. Da war ihm sein Konfirmandenspruch oft zum Mahner geworden, wenn der „Verleiher“ um seine untergeordnete Stellung an ihn her-antreten wollte: „Harre aus bis ans Ende, so will ich dir die Krone des ewigen Lebens ge-ben.“ Seine Meistersleute brachten ihm freilich viel aufrichtiges Wohlwollen entgegen, und treues Dienen hat seinen Segen und seine An-erkennung fast immer gefunden. Zelg-Peters Lebenslauf hatte eigentlich viel Ähnlichkeit mit Jeremias Gotthelfs „Ueli dem Knecht“, und „Ueli dem Pächter“ gehabt. All die Leiden und Freuden hätten ebenso reichlich Stoff ge-nug zu einem Bauernroman gegeben. Doch wie über Gotthelfs Ueli, so hatte auch über Peter ein guter Stern gewaltet. Wie dem Ueli mit seinem vorbildlichen Wreneli, so war er auch mit Kennely, einer Kleinbauerntochter, als Le-benskameradin gar wohlversehen. Sie konnten zusammen ein kleineres Heimwesen pachtweise übernehmen. Und sie werkten einträglich mit-einander. Ein jedes auf seinem Posten, was in